

ernst, als wolle er prüfen, ob ich noch bei Trost bin. »Kuchen?«, fragte er.

»Ich meine, ich hätte gern ein Stück Kuchen«, sagte ich, und endlich hatte er eine sinnvolle Aufgabe, er lief schnell zur Bäckerei gegenüber, holte uns Kuchen, und während er mich damit fütterte, obwohl ich natürlich auch allein essen konnte, erzählte er mir noch ein paar Geschichten. Vom Weihnachtsgebäck der Tante, vom angebrannten Osterbraten, von seinem ersten Abendmahl und von der Übelkeit nach einer verdorbenen Thunfischpizza.

»Was du für Geschichten kennst«, murmelte ich und rollte mich vorsichtig zusammen unter der warmen Decke unseres Erzählens.

Das Glück des Reparierens

Neulich war ich in einer Ausstellung, in der es eine Reparaturrecke gab. Dort saßen zwei junge Bastler, die der Künstler vermutlich angeheuert hatte, mit Nadel und Faden, Drahtrollen, Heftpflastern, Stoffresten und Kleber. Man konnte ihnen kaputte Dinge in die Hand drücken, und sie würden dann probieren, die Sachen wieder heil zu machen. Zuerst war ich belustigt und fragte mich, wer denn wohl im Museum zufällig beschädigtes Eigentum bei sich führe und ob das alles inszeniert sei. Ich hing eine Weile in der Nähe herum und wartete, ob jemand käme. Niemand außer mir schien die Reparaturrecke zu bemerken. Konzentriert beugten sich die Bastler über irgendwelche Fetzen, an denen sie herumstickten, und sahen sehr beschäftigt aus, aber als endlich doch eine ältere Dame zu ihnen hinüberschlenderte, hoben sie erwartungsvoll die Köpfe. Die Dame zeigte ihnen den ausgefransten Saum ihres Täschchens. Die Bastler, ein Junge und ein Mädchen, nickten konzentriert, nahmen das Täschchen vorsichtig entgegen und fuhren mit den Fingerspitzen über die schadhafte Naht. Dann richtete der eine sein Nähzeug, die andere suchte das passende Garn. Die Reparatur konnte beginnen. Die Dame ging währenddessen ein wenig im Raum herum und schaute immer wieder lächelnd auf die beiden Reparierer. Auch ich lächelte breit, weil es ein schöner, tröstlicher Anblick war: die beiden, schweigend bei der Arbeit, die Tasche, die mit wenigen Handgriffen wieder heil wurde, und die Dame, die sich freute, dass ihr hier im Museum ganz unerwartet etwas abgenommen wurde, das sie schon lange hinausgeschoben hatte, eine Kleinigkeit, vielleicht nicht wichtig, aber auch nicht ganz unwichtig.

Mir fiel ein, wie ich als Kind nicht ertragen konnte, wenn ein Plüschtier kaputtging. In meinen Augen war der Panther, der sein Auge verloren hatte, erblindet, und das Zebra mit dem Knickohr hörte nichts mehr, und der schlaksige Hase, der irgendwann sein linkes Bein verlor, konnte nicht mehr rennen. Ich versuchte zu reparieren, aber die Nadel wollte sich nicht recht durch den harten Plüschstoff treiben lassen, das Auge war verlorengegangen, und das Bein ließ sich nicht wieder annähen. Wenn ich nicht mehr weiterwusste und Glück hatte, kam meine alte Großtante zu Besuch, die alles heilte. Sie setzte sich eine riesige Brille auf, schleckte am Zwirn, ich musste ihn für sie einfädeln, und dann lehnte ich mich an sie und schaute ihr zu, wie sie mit geduldigen, festen kleinen Stichen alles wieder dort festnähte, wo es hingehörte. Während die anderen Erwachsenen plauderten, beugte

sie sich versunken über ihre Arbeit. Dann setzte sie das fertige Tier auf den Tisch, strich ihm kurz über den Kopf, als sei es ein Kind, und murmelte: »So, jetzt kannst du wieder los.« Ich schenkte ihr dünnen Filterkaffee nach, den mochte sie am liebsten, und sie flickte auch noch meine Socken, mit einem schönen marmorierten Stopfei, das sie unter das Loch schob, und klebte abgebrochene Henkel mit Blitzkleber wieder fest. Den durfte ich nicht benutzen, weil sonst meine Finger auf ewig verkleben könnten. Wenn sie dann ihre Brille abnahm und sich umschaute, als habe sie die Zeit vergessen, war die Welt etwas heiler geworden.

Während ich noch an die Großtante dachte, die schon lange gestorben ist und zuletzt nicht mehr nähte, weil ihre Finger so zitterten, hatte die Dame sich zufrieden die geflickte Tasche umgehängt, und schon kam der Nächste in die Reparaturrecke, ein Mann, dem sein Schnürsenkel gerissen war. Damit konnten die beiden Reparierer nicht dienen, aber sie probierten verschiedene Schnüre und Bänder, und schließlich fädelten sie dem Mann ein hübsches Lederbändchen ein. Er strahlte, als habe er neue Schuhe an den Füßen, und machte auf dem glatten Marmorboden ein paar ausgelassene Tanzschritte.

Natürlich habe ich auch schon oft Dinge repariert, und manchmal war es ganz einfach: ein Tropfen Öl ins verrostete Fahrradschloss, etwas Holzleim an den locker gewordenen Flügel des Weihnachtsengels, einen Buchrücken geklebt oder einen Fahrradschlauch geflickt. Die Befriedigung geht jedes Mal weit über den Objektwert hinaus. Es ist nicht nur der gerettete Socken, der mich so von Herzen freut. Dahinter verbirgt sich mehr, eine Art Triumph, der ständigen Verlustgefahr etwas entgegenzusetzen, mit den eigenen Händen ein wenig Haltbarkeit zu schaffen – einmal die Oberhand zu behalten im ständigen Ringen mit den Widrigkeiten des Alltags.

Auch hier im Museum sah ich, wie glücklich das Reparieren die Leute machte. Die Ecke füllte sich nach und nach mit Bedürftigen, die alle etwas zu reparieren hatten. Vielleicht war es ja auch der unverhoffte Beistand, der sie so beglückte. Die Erleichterung, sich einmal nicht selbst mit Verschleiß und Verlust herumschlagen zu müssen – es gab Zuständige, und sie taten es gern und machten es gut. Ihre Geduld war mit Geld nicht aufzuwiegen; so muss es sein, dachte ich, fürs Heilmachen kann es keinen Stundenlohn geben. Für jede Anfrage schienen sie das passende Material zu haben. All die Fetzen, Drähte, Farbreste und Schraubchen, die sich zu Hause am Boden meiner Küchenschublade oder auf Kellerregalen zusammenrotteten, fanden hier zu wunderbarer neuer Verwendung. Nichts zu früh aussortieren, dachte ich, abwarten, geduldig bleiben, bis alles seinen Platz findet – ja, das wäre gut.

»Warum sind die im Museum?«, hörte ich ein Kind seinen Vater fragen, der den beiden Bastlern tatsächlich einen löchrigen Kuscheltiger hinüberschob, »ist das Kunst?«

»Na, wenn die deinen alten Tiger reparieren können, ist das eine hohe Kunst!«, sagte der Vater ernsthaft. Ich hatte auf einmal Lust, mich selbst in die Hände dieser Bastler zu geben. Es gibt so viel an mir, das repariert werden müsste. Sie würden sich meiner annehmen, mit flinken, kühlen Fingern. Und danach wäre ich heil. Aber jetzt war ja erst mal der Tiger dran.

Die Welt hat sich geschüttelt

Es gibt Stunden, da schüttelt sich die Welt wie ein nasser Hund, und ich sehe sie ganz frisch gewaschen. Vermutlich liegt das nicht an der Welt, sondern an mir. Meine Aufmerksamkeit ist dann schärfer als sonst, so als hätte ich eine neue Brille mit besserer Sehstärke aufgesetzt. Ich gehe die Straße entlang, und meine Augen schwirren hin und her – hier die abenteuerliche Maserung eines Betonpfeilers, dort das leuchtende Purpur eines weggeworfenen Handzettels. Schritte, der Glanz einer Pfütze, Schuhe, die Bewegung eines Schals, Blicke; und alles hineingewoben in die graue Luft eines ganz normalen Tages. Ich lege die Hand auf ein bronzenes Ärzteschild, streife eine Ziegelmauer mit angenehm sandiger Oberfläche, höre das saftige Schnurren einer alten Vespa.

So viel ist um mich herum, dass ich beinahe stehen bleibe. Ich könnte es aufschreiben, aber dazu habe ich keine Lust, der Stift ist zu langsam, ich würde zu viel verpassen.

Eine Weile gehe ich so. Diese schweifende Spannung, dieses gelassene Vibrieren im Augenblick werde ich nicht lange halten können. Schon flackert eine leichte Ermüdung mir durch das Blickfeld. Und als mir dann jemand einen Reklamewisch für eine Parfümerie hinhält, entgleitet es mir, und alles fällt zurück in seine unauffällige Alltäglichkeit, der Betonpfeiler ist eben grau, viele Leute tragen Schals, und der Tag ist für die Jahreszeit zu kühl.

Diesen frischen Blick könnte ich viel öfter erleben, erklärt mir meine Freundin Ani, dafür gebe es jetzt Kurse. Sie hat welche gemacht, Achtsamkeit 1 und Achtsamkeit für Fortgeschrittene, um ihre Sinne zu schulen und ihre Präsenz auszubilden. Ich fand sie auch vorher schon extrem präsent. Sie schaut mir tief in die Augen, bis ich unruhig werde, und sie wiederholt alles, was ich sage, mit eigenen Worten, bevor sie mir antwortet. Unsere Gespräche dauern deswegen meistens sehr lange. Ani hieß früher anders, aber sie hat sich einen neuen Namen gegeben, einfach so. Und vor allem hat sie, ohne sonst sehr viel in ihrem Leben zu ändern, eine ganz neue Art gefunden, durch die Welt zu gehen. Sagt sie. Allein schon deswegen, weil sie die Füße nun beim Gehen bewusst abrollt, statt einfach nur herumzulatschen.

Sie übt mit mir.

Wir schälen eine Mandarine, und ich muss mir ein Stück langsam zwischen die Lippen schieben. Ich soll darauf achten, wie die Mandarinhaut über die Lippen gleitet, wie der Saft zwischen die Zähne spritzt, wie sich das Fruchtfleisch im Mund verteilt. Ani